

10 Zwischen Nähe und Differenz: Erkenntnisse aus dem deutsch-schweizerischen Kontext

Die vorliegende Arbeit trägt zu einem bisher sehr kleinen Korpus an Forschungen zu hochqualifizierter, innereuropäischer Migration bei. Der besondere Fokus auf minimale soziokulturelle Differenzen bzw. kulturelle und geographische Nähe bietet eine erweiterte Perspektive auf ein Phänomen, welches im Vergleich zu anderen Formen der Migration (insbesondere Flucht und Asyl) als »unproblematisch« gilt und damit als Forschungsfeld wenig Beachtung findet. Diese Forschung zeigt diverse Problemfelder, aber auch individuelle und kollektive Strategien und Erfahrungen im Kontext der Migration, welche die Notwendigkeit und den Beitrag zu einer erweiterten Migrationsforschung verdeutlichen. Die vorliegende Arbeit eröffnet damit eine neue Perspektive auf zwei wenig beachtete Gruppen im Migrationsgeschehen und auf deren komplexes Verhältnis.

Meine Dissertation konzentriert sich auf hochqualifizierte Lebensstilmigrant*innen in ein kulturell und geographisch nahes Land: die Migration zwischen der Schweiz und Deutschland. Im Rahmen von innereuropäischer Migration Hochqualifizierter kommen viele Hürden, welche die Migration und Integration negativ beeinflussen, auf den ersten Blick nicht zum Tragen: Anstelle einer deutlich markierten Grenze mit den entsprechenden Hürden tritt die Erfahrung eines diffusen und komplexen Kontinuums der Differenz (Alba 2005: 41). Die Schweiz und Deutschland teilen denselben soziokulturellen Hintergrund, traditionelle Religionszugehörigkeiten sowie (im Falle der Deutschschweiz) die Sprache. Die wirtschaftliche Situation, der Lebensstandard und die Sicherheitslage sind ebenfalls in beiden Ländern, gesamtgesellschaftlich betrachtet, sehr gut. Die Personenfreizügigkeit erleichtert die Migration zwischen den beiden Ländern und viele rechtliche Verfahren. Dies hat in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer erhöhten Migration geführt. Hier sei daran erinnert, dass Deutsche mittlerweile die zweitgrößte Gruppe der Migrant*innen in der Schweiz nach den Italiener*innen darstellen – mit über 323.000 Menschen, etwas über 13 % der gesamten ausländischen Wohnbevölkerung oder ca. 3,6 % der Gesamtbevölkerung (BFS 2024). Schweizer*innen in Deutschland bilden die zweitgrößte Gruppe der Schweizer*innen im Ausland, mit über 98.000 Menschen machen sie jedoch nur etwas mehr als 0,1 % der Gesamtbevölkerung in Deutschland aus (BFS 2023).

Aus dem Vergleich dieser beiden Gruppen ergibt sich die Hauptfrage der Forschung: Welche Erfahrungen machen Menschen und welchen Herausforderungen begegnen sie im Feld der schweizerisch-deutschen und deutsch-schweizerischen Migration, welches sich auf den ersten Blick nur durch minimale Unterschiede kennzeichnet? Die Hauptfrage wird anhand der folgenden sechs Unterfragen beantwortet: 1) Was für ein demographisches, berufliches und biographisches Profil haben die deutschen und Schweizer Migrant*innen? 2) Was sind die Auslöser und Gründe für die Migration in die Schweiz bzw. nach Deutschland, und inwiefern beeinflussen diese die Erfahrungen der Menschen im Zielland? 3) Mit welchen Reaktionen und Debatten werden Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland im täglichen Leben konfrontiert? Inwiefern beeinflussen diese Debatten nachhaltig, positiv wie negativ, das Leben der Teilnehmenden, ihre Integration und ihre Entscheidungen zur Zukunftsgestaltung? Konkreter differenziert: 4) Wie sieht die Lebensgestaltung im Zielland aus? 5) Wie zeigt sich die Zugehörigkeit und eventuell auch die Distanz zum Ziel- und Heimatland? 6) Welche Entscheidungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen sich in der Zukunftsgestaltung?

Für eine holistische Betrachtung von Migration wurden sowohl vergangene als auch gegenwärtige Erfahrungen sowie Zukunftsaussichten berücksichtigt. Dazu gehören die Gründe für die Migration, die Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes, der Lebensstil der Menschen, die Zugehörigkeit und die Zukunftsgestaltung, die eng miteinander verbunden sind. Bevor ich zu Implikationen meiner Forschung übergehe, stelle ich die Ergebnisse zu den einzelnen Aspekten vor.

10.1 Von der Migrationsentscheidung bis zur Zukunftsperspektive: Zentrale Befunde

1) Profil der Migrant*innen

Um eine breite Darstellung von Migrant*innen im Rahmen dieser Studie zu zeigen, sollten die Teilnehmenden eine vielfältige Palette von Migrationsgründen und anderen demographischen Faktoren repräsentieren. Das Sample besteht aus 36 Personen aus Deutschland und 32 aus der Schweiz, die in etwa die demographischen Merkmale der Gesamtgruppe an Ausgewanderten widerspiegeln: Personen im erwerbsfähigen Alter (25–64), welche in jungen Jahren migriert sind und bereits über zehn Jahre im Zielland wohnen, machen einen entsprechend großen Anteil des Samples aus (BFS 2023; OECD 2015). Wie im nächsten Punkt ausgeführt wird, wird die Migrationsentscheidung vor allem von der Suche nach etwas Neuem – sei es im Arbeitsleben, in persönlichen Beziehungen oder auch im Bereich der Selbstverwirklichung – ausgelöst. Ergänzend wird von einigen Personen Perspektivlosigkeit in der Herkunftsregion genannt, wobei dies kein durchgängiges Motiv ist. So lässt sich ganz überwiegend von einer Migration sprechen, die aus einer relativ gesicherten Position heraus geschieht. Dies deutet auf den Aspekt der Lebensstilmigration hin, der u.a. von Benson und O'Reilly (2009) diskutiert wird. Wenngleich Ausnahmen vorhanden sind, lassen sich die Teilnehmenden meiner Studie überwiegend mit den vom Sinus-Institut (Flaig/Barth 2023: 13–19) definierten Grundorientierungen der Modernisierung (Individualisierung, Selbstverwirklichung,

Genuss) und der Neuorientierung assoziieren. Angehörige des Milieus mit traditioneller Grundorientierung sind hingegen kaum unter den Teilnehmenden meiner Studie auszumachen. Die meisten Interviewpartner*innen lassen sich der Oberschicht, der oberen und der mittleren Mittelschicht sowie gelegentlich der unteren Mittelschicht zuordnen. Bei der Einschätzung des Profils der Migrant*innen können diese Schichtzuordnungen als ein mehr oder weniger direkter Indikator der Klassenzugehörigkeit betrachtet werden. Dieser Indikator wird ergänzt durch die vergleichsweise hohe Qualifikation vieler Interviewpartner*innen gemäß der Internationalen Standardklassifikation des Bildungswesens (ISCED) und der Internationalen Standardklassifikation der Berufe (ISCO).

2) Hauptmotive der Migration

Bei den Migrationsgründen bestätigt sich eine Diversität an verschiedenen Motiven und demographischen Faktoren, welche unterschiedlichen Typen von Migration zugrunde liegen. Arbeitsmigration ist ein Hauptmotiv, insbesondere seit der Personenfreizügigkeit, darüber hinaus spielen aber auch Familien- bzw. Paarbeziehungen, spezifische Wohnorte sowie die Suche nach Abenteuer eine wichtige Rolle. Bei der beruflichen Motivation findet sich eine Vielzahl an individuellen Motiven; angefangen bei Manager*innen, die nach neuen Herausforderungen suchen, Akademiker*innen, die auf eine Professur hinarbeiten, Kreativen, die ihren Träumen folgen möchten, bis hin zu Handwerkern ohne Perspektiven in ihrer Herkunftsregion. Aufgrund einer wirtschaftlichen Asymmetrie sind finanzielle Anreize für deutsche Migrant*innen stärker ausgeprägt, während Schweizer Migrant*innen vermehrt nach Abenteuern in den größten Städten Deutschlands suchen, die einen offenen und toleranten Ruf besitzen und eine Vielzahl kultureller Aktivitäten bieten. Strukturelle Unterschiede zwischen der Schweiz und Deutschland begünstigen zudem die Altersmigration in Richtung Deutschland, während in die andere Richtung Menschen mit fehlender beruflicher Perspektive migrieren. Liebe und andere Beziehungsmotive werden in beiden Gruppen an zweiter Stelle genannt und widerlegen die Erzählung von rein ökonomisch motivierten Migrant*innen. Sehr oft findet sich eine Vermengung diverser Motive, welche in ihrer Gesamtheit den individuellen Migrationsgrund ausmachen. Wie bei europäischer Migration insgesamt tragen meist sowohl ökonomische als auch kulturelle Faktoren zur Migrationsentscheidung bei (Belot/Ederveen 2012: 1100).

Während es naheliegend scheint, dass insbesondere junge Menschen ohne Familie migrationswillig sind, zeigt sich bei den Teilnehmenden meiner Studie, dass auch ältere Personen mit etablierten Karrieren mit und ohne Familie bei ausreichenden Anreizen die Migration erwägen. Lebensabschnitte gelten generell als geeignete Zeitpunkte für Veränderung und daher auch für die Migration; die Mehrheit meiner Teilnehmenden befand sich jedoch mitten im Leben, als sie die Entscheidung zur Migration getroffen haben. Dies gilt insbesondere für Teilnehmende, welche aus Liebe migriert sind, aber auch für viele mit beruflichen Motiven. Konkret heißt dies, dass sie in unbefristeten Arbeitsverhältnissen beschäftigt und in ihrem Umfeld gut integriert waren. Sie trafen die Entscheidung aus einer vergleichsweise sicheren Position, aber mit dem Wunsch, bestimmte Veränderungen an ihrem Status quo vorzunehmen. Am ehesten lassen sich Umbrü-

che bei Teilnehmenden mit schlechten Zukunftsaussichten oder mit unkonventionellen Karrierewegen konstatieren. Insgesamt finden sich viele Aspekte der Lebensstilmigration wieder, welche Benson und O'Reilly (2009: 609) als Migration relativ wohlhabender Migrant*innen auf der Suche nach einer besseren Lebensqualität charakterisieren. Wie genau die bessere Lebensqualität aussieht, wird individuell ausgehandelt und kann sich sowohl auf berufliche und finanzielle wie private bzw. soziale Aspekte beziehen.

Aufgrund relativ niedriger Migrationshürden und der Nähe beider Länder zum Trotz war das Wissen über das Nachbarland oft beschränkt, bevor die Teilnehmenden sich zur Migration entschieden. Einerseits herrscht die Annahme, aufgrund der Ähnlichkeiten ausreichend Bescheid zu wissen, andererseits treten viele Deutsche und Schweizer*innen die Migration ins Nachbarland zeitnah und mit wenig Vorbereitung an. Folglich wurden deutsche Migrant*innen häufiger von der negativen externen Sicht auf Deutsche überrascht, die im Gegensatz zu ihrer eigenen Sicht auf die Schweiz stand.

3) Reaktionen auf Migration im öffentlichen Diskurs und im Alltag

In der Schweiz wurde lange Zeit ein negatives, auf Stereotypen basierendes Bild von Deutschen perpetuiert, welches bis heute in der Politik und Medienberichterstattung vorherrscht (Imhof 2008). Eine Kombination von miteinander verflochtenen Faktoren – wie eine lange Geschichte der Angst vor Überfremdung (Althaus 2017: 23–24; Dahinden 2014), die wahrgenommene Bedrohung der deutschen Kultur gegenüber der schweizerischen Kultur und Identität (Helbling 2011), sowie (im direkten Vergleich) größere wahrgenommene kulturelle Unterschiede zwischen den beiden Ländern (Schläpfer/Gutzwiller/Schmid 1985) – sind Teil eines langanhaltenden Identitätsdiskurses in der Schweiz, dessen Distinktionsversuche mitunter germanophobe Züge annehmen. Dies entspringt dem Bestreben, sich von Deutschland abzugrenzen, indem geringe kulturelle Unterschiede betont werden (Theiler 2004: 648). Schnelle Veränderungen in den Einwanderungsmustern nach der Einführung der Freizügigkeit haben die Debatte in den 2000er Jahren neu entfacht (Helbling 2011: 11). Helbling zeigt überdies, dass negative Ansichten gegenüber Deutschen unabhängig von der Bildung vorkommen; insbesondere jüngere Hochqualifizierte mit Aufstiegsambitionen fühlen sich von der direkten Konkurrenz bedroht (ebd.: 19). Diese Atmosphäre beeinflusst viele Aspekte des Lebens, wie den Lebensstil der Menschen, die Bildung sozialer Netzwerke, die Zugehörigkeit und folglich auch ihre Zukunftsaussichten.

Dies steht im Gegensatz zu den Erfahrungen der Schweizer Migrant*innen in Deutschland. Keiner der genannten Faktoren trifft auf sie zu, da die Zahl der Schweizer Migrant*innen im Gesamtbild so gering ist, dass sie in öffentlichen Debatten äußerst selten in Erscheinung treten. Wenn Schweizer Migrant*innen überhaupt als solche markiert werden, dann meist in Form eines positiven Bias, der auf langanhaltenden Stereotypen über die Schweiz beruht. Das typische Bild von malerischen Landschaften, Geld und Erfolg überträgt sich auf Einzelpersonen. In Kombination mit soziokulturellen Ähnlichkeiten kann dies zu einer bevorzugten Behandlung oder einem strukturellen Vorteil führen. Während dieses Bild oberflächliche Interaktionen, Besuche bei Behörden und vielleicht sogar Jobmöglichkeiten beeinflusst, ist das Alltagsleben der Schweizer*innen in Deutschland relativ unbeeinflusst von ihrem Status als Migrant*innen.

Die Differenzierungsdiskurse führten zu einer meist gegensätzlichen stereotypen Charakterisierung bzw. Attribuierung von Persönlichkeitsmerkmalen von Deutschen und Schweizer*innen. Diese wird jedoch nicht nur in den Medien rezipiert. Auch unter den Teilnehmenden macht sich bei der Zuschreibung von Eigenschaften ein Konsens bemerkbar, welcher den medialen Diskurs wiedergibt: bei Deutschen erfolgt eine Charakterisierung u.a. als arrogant, laut, unhöflich und direkt gegenüber den höflichen, zurückhaltenden und indirekt kommunizierenden Schweizer*innen. Das stereotype Deutsche oder Schweizerische dient letztlich als Erklärung in einer Vielzahl von Narrativen, die Teilnehmenden entschieden sich jedoch individuell und situativ, sich damit zu identifizieren oder aber sich davon abzugrenzen – und in Übereinstimmung mit ihren eigenen Zielen zu handeln. Deutsche Teilnehmende distanzieren sich öfter von diesem negativen Fremdbild, bestätigen die Persönlichkeitsmerkmale jedoch im gleichen Zug im Hinblick auf andere Deutsche – und tragen damit ebenfalls zur Verstärkung der Stereotype bei. Einige deutsche Teilnehmende konnten die Eigenschaften, meist im Berufsleben, gewinnbringend für sich einsetzen. Schweizer Teilnehmende können sich wiederum, insbesondere im direkten Vergleich mit Deutschen, eher mit den Stereotypen identifizieren. Dabei entstehen ihnen jedoch kaum Nachteile.

4) Lebensgestaltung im Zielland

Die Lebensgestaltung der Teilnehmenden lässt sich mithilfe von Konzepten wie Lebensstil (Barth 2023; Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019c: 9), »*homemaking*« (Boccagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000) fassen, welche alltägliche Praktiken der Verortung und Zugehörigkeit beleuchten. Aus dem alltäglichen Leben geht meist ein großer Teil der Zufriedenheit der Teilnehmenden hervor, welche damit einen wichtigen Aspekt für die Themenbereiche Zugehörigkeit und Zukunftsgestaltung darstellt. Im Alltag unterscheidet sich das Leben der Schweizer und deutschen Migrant*innen wenig von der einheimischen Bevölkerung. Arbeit, Freizeit, Familie und die eigenen vier Wände stellen wichtige Aspekte dar. Die meisten Teilnehmenden bevorzugen Wohnorte in lebenswerten Städten in der Nähe ihres Arbeitsplatzes und gleichzeitig in der Nähe von Natur, Kultur- und Freizeiteinrichtungen. Insbesondere Berlin und Hamburg punkten mit ihrem kulturellen Angebot und einer offenen, multikulturellen Gesellschaft. In der Schweiz und Schleswig-Holstein werden vermehrt die Natur und naturnahe Aktivitäten hervorgehoben.

Ihre Kinder nehmen bei Teilnehmenden mit Familie einen hohen Stellenwert ein, weswegen auch Diskurse zur Kinderbetreuung, Kindererziehung und zum Schulsystem eine prominente Stellung einnehmen. Bei diesen Fragen treten die eigene Sozialisierung und auch der Migrationshintergrund wieder zentral auf. Bei der Kinderbetreuung und -erziehung fehlen einerseits familiäre Netzwerke aus dem Heimatland, andererseits ist der gesetzliche Rahmen sehr unterschiedlich. In Deutschland finden sich eine längere gesetzlich festgelegte Elternzeit, höhere Verfügbarkeit von Kita-Plätzen und niedrigere Betreuungskosten. Damit stehen in Deutschland staatliche Maßnahmen im Vordergrund, die Schweiz setzt im Gegensatz eher auf individuelle Lösungen. Während Deutschland bei der Kinderbetreuung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf besser abschneidet, bevorzugen bei der Schulbildung beide Gruppen das System des Hei-

matlandes. Unterschiedliche positive und negative sowie staatliche und individuelle Faktoren beeinflussen das Leben mit Kindern, welches für Familien einen zentralen Aspekt bei der Evaluation der Zukunft darstellt.

Auch das Heimatland nimmt durch aktive und regelmäßige Kommunikation mit Freunden und Verwandten und durch Besuche eine wichtige Stellung ein. Alle Teilnehmenden pflegen damit einen transnationalen Lebensstil. Darüber hinaus pflegen die Teilnehmenden Traditionen – z.B. die Einschulung mit einer Schultüte oder »Eiertütschen« zu Ostern –, bauen neue Netzwerke mit Menschen aus dem Heimatland auf und vermitteln bestimmte Werte an die nächste Generation. Während Schweizer Migrant*innen ermutigt werden, einen schweizerischen Lebensstil zu führen, haben Deutsche manchmal das Gefühl, sich entscheiden zu müssen zwischen Solidarität mit ihrer eigenen Gruppe und der Notwendigkeit, sich von einer negativen Diskussion im Zielland, in diesem Falle also in der Schweiz, abzugrenzen und bestimmte Werte und Verhaltensweisen abzulegen oder zu verbergen.

5) Zugehörigkeit: Distanz zum Heimatland und zum Zielland

Aus diesem Grund werden Netzwerke, die Menschen aus dem Heimat- oder Zielland ein- oder ausschließen, zu einem starken Marker für die Zugehörigkeit von Deutschen in der Schweiz. Schweizer Freund*innen gelten als Zeichen der Integration in die schweizerische Gesellschaft, während ausschließlich deutsche Freund*innen ein deutlicher Indikator für fehlende Verbindungen und folglich für das Fehlen einer Zugehörigkeit zur Schweiz gedeutet werden. Für Schweizer*innen in Deutschland sind schweizerische Kontakte eine willkommene Ergänzung zum sozialen Netzwerk, das normalerweise hauptsächlich aus Deutschen oder anderen Ausländer*innen besteht.

Belonging, als menschliches Grundbedürfnis, bedeutungsvolle Beziehungen zu bilden (Baumeister/Leary 1995), stellt jedoch für alle Teilnehmenden eine wichtige Motivation dar – keine sozialen Beziehungen zu pflegen, ist daher keine Option. Teilnehmende, welche Schwierigkeiten haben, neue Kontakte zu knüpfen, suchen den Grund dafür oftmals in kulturellen Differenzen; insbesondere die Verslossenheit von Schweizer*innen führt bei deutschen Teilnehmenden zu Frustration. Hinzu kommt die Befürchtung, aufgrund der eigenen Nationalität abgelehnt zu werden. Es zeigt sich jedoch, dass andere Faktoren wie die Sozialisierung, die (politische) Weltsicht, der in Beziehungen investierte Aufwand oder auch diverse demographische Aspekte die Bildung von neuen Beziehungen gleichermaßen positiv und negativ beeinflussen. Schweizer Teilnehmende bemerken weniger Probleme beim Knüpfen neuer Kontakte, können fehlende Kontakte aber auch weniger durch äußere Umstände erklären.

Grundsätzlich gelten die Arbeit, Freizeitaktivitäten oder die Kinder als gute Anknüpfungspunkte für neue Netzwerke. Die überwiegende Mehrheit der Teilnehmenden konnte nach einiger Zeit tiefergehende Beziehungen aufbauen. Die Heimatvereine stellen ergänzende Foren dar, in denen Netzwerke erweitert und die eigene Identität gepflegt werden kann. Als solche verbildlichen sie die aktive Aushandlung der Identität der Schweizer Teilnehmenden zwischen dem Heimat- und dem Zielland.

Familiäre, freundschaftliche und teilweise berufliche Netzwerke ins Heimatland werden von allen Teilnehmenden ungeachtet ihrer Einbindung im Zielland aufrecht-

erhalten. Für Interviewpartner*innen ohne oder mit nur wenigen Kontakten im Zielland nehmen die Kontakte im Heimatland einen höheren Stellenwert ein und sie werden entsprechend intensiver gepflegt, was sich durch häufigere und längere Besuche zeigt. Auch für ältere Teilnehmende, welche teilweise vor mehr als 40 Jahren migriert sind, stellen alte (Kindheits-)Freund*innen jedoch weiterhin wichtige Bezugspersonen dar. Dies verdeutlicht, dass enge und intensive Beziehungen im Heimat- und Zielland gleichermaßen erhalten und aufgebaut werden können. Die geographische Nähe erleichtert die Pflege der Heimatnetzwerke; Kommunikation per Telefon oder Video stellen sich als ebenso fruchtbare Medien zur Aufrechterhaltung von Kontakten heraus. Trotzdem schwinden die Netzwerke in der Heimat tendenziell mit einer höheren Aufenthaltsdauer oder höherem Alter, während die Netzwerke im Zielland aktiv erweitert werden.

Auf formaler Ebene dominieren ethnonationalistische und pragmatische Überlegungen zur Staatsbürgerschaft, was die meisten Teilnehmenden davon abhält, die Einbürgerung anzustreben – trotz der Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft. Grundsätzlich ist die Nationalität in der Schweiz – und folglich für Schweizer Teilnehmende – weniger problemgeladen und kann entsprechend unbefangen ausgelebt werden, während in Deutschland aufgrund der historischen Gegebenheiten mehr Vorsicht herrscht. Personen, welche Kategorisierungen anhand der Nationalität oder Staatsbürgerschaft ablehnen, finden sich trotzdem in beiden Gruppen.

Teilnehmende mit einer ethnonationalistischen Sichtweise auf die Staatsbürgerschaft betonen, dass es unmöglich sei, die Nationalität zu verändern, die mit ihrer eigenen Identität verknüpft ist. Bei pragmatischen Überlegungen erfolgt eine Kosten-Nutzen-Analyse mit dem Ergebnis, dass der rechtliche Rahmen bereits ausreichende Sicherheit gewährleistet und der Nutzen des gewonnenen Wahlrechts nicht genug Anreiz bietet. Auf individueller Ebene können Wahlrechte, Staatsbürgerschaft als äußeres Zeichen der Zugehörigkeit oder das Streben nach einem sicheren Status dazu führen, dass Teilnehmende die Einbürgerung anstreben. Auf persönlicher Ebene müssen die Teilnehmenden jedoch ebenso ihre Identität als Selbstverständnis aushandeln und in einem fremden Land eine Zugehörigkeit schaffen. In den meisten Fällen scheinen informelle und regionale Formen der Zugehörigkeit, welche in enger Verbindung zu einem »sense of place« (Agnew 1987) stehen, eine einfachere Ergänzung zur nationalen Identität der Teilnehmenden darzustellen, welche nicht damit kollidieren.

6) Entscheidungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten in der Zukunftsgestaltung

Bei der Zukunftsgestaltung finden sich einerseits Zukunftsideen, welche nicht mit Migration in Verbindung stehen, andererseits wiederholen sich die Motive und Entscheidungsprozesse – insbesondere familiäre und ökonomische Faktoren –, welche bei ursprünglichen Migrationsgründen relevant wurden. Darüber hinaus beeinflussen Erfahrungen in der Vergangenheit und Gegenwart die Zukunftsvorstellungen der Teilnehmenden. Übergänge im Lebenszyklus wie die Gründung einer Familie oder der Eintritt in den Ruhestand stellen zeitliche Horizonte dar, welche potenzielle Remigrationsentscheidungen einrahmen. Bei der Lokalität kommen neben dem Heimatland und anderen Drittländern auch hybride Arrangements in Frage, aufgrund der geographischen Nähe insbesondere transnationale Lebensstile zwischen Deutschland und

der Schweiz. Bei Bleibe- und Remigrationsentscheidungen sind *attachments* (Carling/Pettersen 2014: 13), *anchors* (Grzymala-Kazłowska 2016, 2018) und *assets* (Moser 2007, 2008) relevant, welche in individuelle und mit dem Umfeld verbundene Prozesse eingebunden werden (Hof/Pemberton/Pietka-Nykaza 2021). Anders als bei der initialen Migration stehen soziale Gründe – im Ziel- und im Heimatland – noch mehr im Mittelpunkt. Eine stärkere Verankerung und Bindungen im Zielland erhöhen die Chance auf einen Verbleib, während stärkere Bindungen im Heimatland eher zur Remigration führen. Starke und schwache Beziehungen in beide Länder führten vermehrt zu einer Evaluation der Lebenssituation, eine konkrete Entscheidung wird aber in die Zukunft verschoben. Teilnehmende, die Familie und alte Freund*innen vermissen oder keine engen Bindungen im Zielland entwickelt haben, wollen am ehesten zurück ins Heimatland. Dies zeigt die Bedeutung von Integrationsprogrammen, aber gleichzeitig auch ihre Grenzen angesichts starker Bindungen zum Heimatland, die jahrzehntelang aufrechterhalten werden. Die Mehrheit der Teilnehmenden stellt sich in der nahen Zukunft nur wenige größere Veränderungen vor: Der angenommene Verbleib im Zielland ist oft verbunden mit fehlenden langfristigen Perspektiven in unsicheren Zeiten, stark beeinflusst durch die Covid-19-Pandemie, oder einer gegenwärtigen Zufriedenheit. Dies verdeutlicht den temporalen Aspekt der Bleibeentscheidung als andauernden Prozess.

Entsprechend lässt sich die Zukunftsgestaltung in konkrete Pläne und Erwartungen sowie eher unsichere antizipatorische Auseinandersetzungen teilen. Konkrete Pläne finden sich vermehrt bei der Gestaltung der näheren Zukunft, während die erhöhte zeitliche Distanz auch eine Ungewissheit bringt. Konkrete langfristige Zukunftspläne sind unter den Teilnehmenden entsprechend selten vorzufinden.

Zusammenfassend sind deutsche Migrant*innen in der Schweiz größtenteils hochqualifizierte Fachkräfte, die ihre wirtschaftlichen und beruflichen Perspektiven verbessern möchten. Trotz der Germanophobie haben die meisten für sich ein zufriedenstellendes Leben geschaffen. Selbst wenn sie sich nicht vollständig in die schweizerische Gesellschaft integriert fühlen, pflegen sie erfüllende soziale Netzwerke im Gast- und Heimatland, und ihre finanzielle Situation ermöglicht es ihnen, das Leben zu genießen. Insgesamt erwarten die meisten, in der Schweiz zu bleiben, während sie die finanzielle Freiheit erhalten, später zurückzukehren oder erneut zu migrieren.

Schweizer Migrant*innen in Deutschland sind zunehmend aus individuellen Gründen migriert, um einzigartige Karrieremöglichkeiten, Beziehungen oder Abenteuer zu verfolgen. Sie haben seitdem ein neues Leben für sich geschaffen und gleichzeitig enge Bindungen zu ihrem Heimatland aufrechterhalten. Die Pflege ihrer Kultur ist meist ein wichtiger Teil ihrer Identität im Ausland. Die meisten planen in Deutschland zu bleiben, weil ihre Familie in der Schweiz begrenzt ist, während die Zukunft – Kinder und Enkelkinder – in Deutschland liegt. Finanzen sind ein weiterer Grund zu bleiben, da eine Rückkehr in das teurere Heimatland mit einem niedrigeren Lebensstandard verbunden wäre.

Ein Vergleich von Schweizer und deutschen Migrant*innen zeigt, wie scheinbar geringfügige oder unwichtige – demographische, sozioökonomische, kulturelle, historische – Unterschiede die Erfahrungen dieser Migrant*innen beeinflussen. Gleichzeitig gilt: In einem ganzheitlichen Vergleich der Erfahrungen von Schweizer und deutschen Migrant*innen rücken individuelle Strategien auf der Suche nach einem besseren Le-

ben in den Vordergrund, während strukturelle Aspekte und die zugrundeliegende Atmosphäre den Rahmen bilden.

10.2 Wissenschaftliche Implikationen und Limitierungen der Studie

Die Intention dieser Arbeit war eine holistische Betrachtung der Migrationserfahrung zweier Gruppen, von der Vergangenheit über die Gegenwart bis in die Zukunft und von Migrationsgründen über die Lebensgestaltung bis zu den Zukunftsaussichten. Die Stärken und Schwächen eines Übersichtswerkes beschreibt James Clifford passend: »*This essay has the strengths and weaknesses of a survey: one sees the tips of many icebergs*« (Clifford 1994: 302). Die Arbeit zeigt die Diversität von Erfahrungen, Motivationen und Menschen auf, welche Teil der deutschen und Schweizer Migration im Nachbarland sind. Sie zeigt konträre und geteilte Narrative, Wünsche und Lebenswege, welche als Ganzes ein Bild dieser spezifischen Dynamik zwischen der Schweiz und Deutschland abbilden können. Unter den Spitzen vieler Eisberge gibt es jedoch einiges mehr zu entdecken als ich im Rahmen dieser Arbeit zu erforschen und darzustellen vermochte. Jedes Kapitel ließe sich vertiefen und erweitern (siehe u.a. Bregy 2024a, 2024b). Eine zusätzliche Fokussierung auf bestimmte Demographien, z.B. Alter oder Geschlecht, sowie auf spezifische Aspekte wie die Liebesmigration oder Personen mit Remigrationswunsch stellen nur einige Möglichkeiten dar.

Die einzelnen Kapitel können darüber hinaus in einem erweiterten Kontext und Vergleich mit anderen Gruppen angewandt werden; sowohl deutsche wie schweizerische, deutschsprachige, innereuropäische oder hochqualifizierte Migration bieten sich als Anhaltspunkt an. Eine Abkehr von nationalen Kategorisierungen mit einem regionalen Fokus ist ebenfalls ein produktives Feld im Zusammenhang mit lokaler und regionaler Zugehörigkeit. Dafür bieten sich Zugänge an, welche vermehrt auf die alltägliche Lebensgestaltung und Aushandlung der Migrationserfahrung eingehen (vgl. Boccagni 2010, 2017b).

Daraus ergeben sich relevante Ansätze für die Weiterentwicklung der ethnologischen Migrationsforschung, die unterschiedliche Paradigmen durchlaufen hat (Darieva 2007; Klocke-Daffa 2014) und in den letzten drei Jahrzehnten intensiv mit dem Konzept des Transnationalismus arbeitet (Glick Schiller 2014, 2018). In der Folge setze ich mich mit den Themen Rückkehr, Hausbau, »*homemaking*« (Boccagni 2023b) sowie der Charakterisierung hochqualifizierter Migrant*innen auseinander und komme auf einige Kernkonzepte der Migrationsforschung zurück. Im Zuge dessen situiere ich meine Studie im Kontext diverser ethnologischer Studien der letzten Jahre.

Rückkehr spielt im Rahmen dieser Studie eine eher untergeordnete Rolle; die geringe Zahl derer, die eine Rückkehr in Betracht zieht oder plant, deckt sich mit früheren Studien (OECD 2015: 94–95). Langanhaltende Rückkehr- oder Remigrationsabsichten sind vermehrt bei Teilnehmenden präsent, welche mit Teilbereichen ihres Lebens im Zielland unzufrieden sind – oder deren Bindungen zugunsten des Heimatlandes ausfallen. Eine Rückkehr wird kaum in einen Kontext von Erfolg oder Misserfolg gerückt (vgl. Haas/Fokkema/Fihri 2015), in der Vergangenheit entstanden Rückkehrwünsche bei den Teilnehmenden jedoch oft im Zusammenhang mit Krisen. Mit der erfolgreichen Überwin-

derung der Krise verschwanden auch die Rückkehrintentionen. Die Rückkehr wird somit wie die ursprüngliche Migration eine Möglichkeit zur Veränderung eines unerwünschten Status quo. Da die in dieser Studie vertretenen Teilnehmenden die Rückkehr jedoch nur in sehr seltenen Fällen ausgeführt haben, lassen sich Aspekte des Misserfolgs nicht ausloten. Rückkehr im Sinne eines »*nostalgischen Neuanfang[s]*« (Pauli 2022: 180) mit einer Betonung von Verlust aufgrund veränderter Lebensumstände im Heimatland oder einer ungeplanten bzw. unfreiwilligen Rückkehr findet sich bei den Teilnehmenden entsprechend ebenfalls nicht.

Das Konzept lässt sich im Rahmen dieser Studie jedoch trotzdem produktiv nutzen. Während die von Pauli (2022) portraitierten Rückkehrer*innen ihre eigene oder die Veränderungen im Heimatland oft erst nach der Rückkehr feststellten, beschäftigten sich meine Interviewpartner*innen vielseitig mit zeitlichem Wandel und der inneren Veränderung aufgrund ihrer Migrationserfahrung. Eine beobachtete Differenz oder die befürchtete Inkompatibilität mit früheren sozialen Kontakten stellt einen Hinderungsgrund für die Rückkehr dar.

Die von mir interviewten Personen sprachen oft über spekulative Zukünfte. Dabei wird ersichtlich, dass eine Rückkehr einen Verlust im Sinne eines »*nostalgischen Neuanfang[s]*« (Pauli 2022: 180) darstellen kann. Die Teilnehmenden sind sich bewusst, dass das Leben in ihrem früheren Wohnort nicht stehengeblieben ist und sich soziale Beziehungen sowie die physische Umgebung verändert haben¹. Darüber hinaus dient die erste Zeit nach der Migration und die Erinnerung an die damaligen Schwierigkeiten soziale Kontakte zu knüpfen als Referenz dessen, was bei einer Remigration bevorstehen würde. Demgegenüber steht die Zufriedenheit der Teilnehmenden, welche in den meisten Fällen einen wichtigen Bleibegrund darstellt. Genauso wie soziale Beziehungen den wichtigsten Grund für eine Rückkehr bilden (OECD 2015: 95), wirken sie auch als Bleibegrund zentral. Teilnehmende streben nicht unendlich nach einer Verbesserung des Status quo, wenn die gegenwärtigen Lebensumstände ihre wichtigen Bedürfnisse erfüllen. Wie gezeigt, ist die Suche nach einem verbesserten Lebensstil der Treiber für die Migration, die in diesem Rahmen ein Mittel zum Zweck wird; war die Suche erfolgreich, streben nur wenige Teilnehmende nach einem erneuten Wechsel des Lebensmittelpunktes.

In der Studie von Pauli (2022) zeigt sich die Differenz und ein damit einhergehendes Gefühl von Verlust mitunter durch den Hausbau und damit einhergehende Veränderungen in der physischen Umgebung. Der Hausbau im Heimatland (Boccagni/Bivand Erdal 2020; Pauli/Bedorf 2018), oft durch Remittances finanziert, wird als Rückkehrintention von Migrant*innen gesehen; als »*Festhalten an der Idee der Rückkehr in den Herkunftsort*« (Pauli 2022: 181). Im Rahmen meiner Studie zeigen sich diverse Unterschiede: 1) Ein Haus (oder allgemeiner Eigentum) wird in der überwiegenden Mehrheit der Fälle im Zielland – in wenigen Ausnahmen in einem Drittland – erworben; 2) Häuser werden durch Kredite finanziert; 3) es handelt sich meist um einen Hauskauf und selten um einen Hausbau; 4) Häuser sind eine Investition in die Zukunft, aber mehr noch in die Gegenwart; 5) Teilnehmende kommen am ehesten durch ein Erbe in den Besitz von Häusern im Heimatland. Statt als Rückkehrintention kann der Bau bzw. Kauf eines Hauses, im Sinne

1 Viele erhalten zwar alte Freundschaften aus der Kindheit, es bleibt jedoch unklar, ob diese auch das Bedürfnis nach intensiven und alltäglichen Beziehungen erfüllen können.

einer lokalisierten Investition von Ressourcen, allgemeiner als Indikator der Zugehörigkeit und der Zukunftspläne von Migrant*innen gesehen werden. Punkt eins bestärkt damit die geringen Rückkehrintentionen. Der zweite Punkt führt in Kombination mit der ökonomischen Asymmetrie dazu, dass Schweizer*innen in Deutschland, insbesondere im ländlichen Schleswig-Holstein, eher das nötige Kapital für einen Kredit besitzen als Deutsche in der Schweiz. Der dritte und vierte Punkt bringt mich genauer zur Frage, für wen ein Hauskauf eine Option und einen Wunsch darstellt. Hausbesitz findet man eher bei älteren Teilnehmenden mit Familie und Kindern, die auf dem Land oder in der Agglomeration größerer Städte wohnen. Ein Hauskauf stellt aber keinesfalls ein universelles Bedürfnis unter den Teilnehmenden dar. Für junge Teilnehmende, die mobil bleiben möchten, ist eine Investition in Immobilien nicht sinnvoll; andere sehen den Häuserkauf in einer stratifizierten Gesellschaft grundsätzlich kritisch; für wieder andere stellt der Besitz von Eigentum keinen sichtbaren Nutzen dar. Hier zeigt sich eine Verbindung zu gewissen Milieus bzw. postmaterialistischen Werten (Flaig/Barth 2023: 13–19). Der fünfte Punkt verdeutlicht schließlich, dass der Besitz eines Hauses im Herkunftsland in der Regel nicht als aktive, eigenständige Investition in eine zukünftige Rückkehr, sondern – wenn überhaupt – als potenzielle Rückfalloption für spekulative Zukünfte fungiert.

Was wiederum für fast alle Teilnehmenden eine enorme Wichtigkeit besitzt, sind Formen von »*homemaking*« (Boccagni 2023b) oder allgemeiner »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000). Dies bezieht sich bei den Teilnehmenden auf die Wahl und Gestaltung des eigenen Wohnraumes, der Nachbarschaft, des Wohnortes oder der Region. Neben der aktiven Gestaltung eines physischen Ortes zeigt sich dies auch in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) als subjektive und emotionale Bindung an einen Ort. Es gibt diverse Aspekte, welche sich positiv auf den Grad der lokalen Einbindung auswirken können: z.B. eine längere Aufenthaltsdauer, die bewusste Entscheidung für einen spezifischen Wohnort als Migrationsgrund, Perspektiven der Zukunftsgestaltung im Zielland bzw. am Wohnort, Verbindungen zu lokalen Netzwerken und Einheimischen, Familiengründung, politisches und gesellschaftliches Interesse, sowie die aktive Freizeitgestaltung. Hervorzuheben ist, dass die meisten Teilnehmenden aktiv nach lokalen Netzwerken suchen und ihre Umgebung mitbeeinflussen wollen; teilweise steht ihnen dabei im Weg, dass sie die Gesellschaft des Ziellandes noch nicht ausreichend durchdrungen haben.

Diese Tendenzen stehen im Gegensatz zu der Charakterisierung hochqualifizierter Migrant*innen, wie sie bei Dahinden (2007, 2009, 2010) erfolgt, nämlich, dass hochqualifizierte Migrant*innen starke transnationale Netzwerke aufweisen würden, aber kaum lokal eingebunden seien. Dahinden (2009) stellt in ihrer Untersuchung der Netzwerke von Bewohner*innen Neuchâtel fest, dass insbesondere die Gruppe »*highly skilled, mobile transnationals*« (Dahinden 2009: 1377) starke Netzwerke ins Ausland pflegt; 44 % der genannten Personen in den Netzwerken der Befragten wohnen außerhalb der Schweiz. Diese Gruppe zeichnet sich durch hohe Mobilität und kulturelles Kapital aus. Gleichzeitig besitzen sie wenig lokales Wissen über die Stadt, da sie nicht in der Stadt verankert sind, und identifizieren sich als Weltbürger*innen. Anhand der demographischen Übersicht zeigt sich, dass die von Dahinden untersuchte Gruppe Hochqualifizierter sich vom

Sample meiner Studie deutlich unterscheidet². Es handelt sich vermehrt um Bürger*innen aus Drittstaaten mit auf ein Jahr befristeten Aufenthaltsgenehmigungen und damit kürzerer Aufenthaltsdauer.

Im Kontrast dazu handelt es sich bei meinen Teilnehmenden um gut und hochqualifizierte europäische Migrant*innen, welche mehrheitlich nach der Einführung der Freizügigkeit in die Schweiz oder nach Deutschland gezogen sind, nun aber bereits über 10 Jahre dort wohnhaft sind³. Nur eine geringe Zahl ist mehrfach migriert und identifiziert sich als Weltbürger*innen. Die meisten sind lokal verortet, was sich in lokalen Netzwerken, im Wissen über den eigenen Wohnort und nicht zuletzt in lokalen und regionalen Identitäten zeigt. Intensive transnationale Beziehungen, welche die lokalen Bindungen ergänzen, werden durch die geographische Nähe und ein hohes kulturelles und finanzielles Kapital begünstigt. Fast alle Teilnehmenden weisen in ihren Netzwerken und der Ausgestaltung des Lebensstils einen hohen Grad an Transnationalität – oft begrenzt auf das Heimat- und Zielland – auf, eine hohe Mobilität zeigt sich jedoch üblicherweise in Besuchen oder Urlauben, nicht in wiederholter Migration.

Hochqualifizierte Migrant*innen werden oft als hypermobile Akteur*innen mit extensiven transnationalen Netzwerken dargestellt (Cwerner 2001: 29–30; Sheller/Urry 2006), die nach wenigen Jahren Aufenthalt in einem Land weiterziehen und deswegen wenig lokale Bindungen entwickeln. Für andere Gruppen mag das stimmen; für hochqualifizierte Deutsche sind längere Aufenthaltsdauern von über zehn Jahren jedoch auch in anderen Ländern der Welt die Regel (OECD 2015: 140)⁴. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von über zehn Jahren unter den Teilnehmenden bestätigt diese Tendenz. Die niedrigeren Migrationshürden innerhalb der EU/EWR sorgen scheinbar nicht für erhöhte Re- oder Rückkehrmigration.

Diese Beobachtungen verweisen bereits darauf, dass eine ausschließliche Betrachtung durch die Linse von Mobilität und Migration zu kurz greift. Dahinden (2016a, 2016b) vertritt eine reflexive Migrationsforschung, welche Migrant*innen und Einheimische nicht a priori als unterschiedlich kategorisiert. Dies entspricht der Ablehnung eines methodologischen Nationalismus (Glick Schiller 2010, 2014), bei dem Personen lediglich auf ihre migrantische und nationale Identität reduziert werden. Insbesondere in der Darstellung der Lebensgestaltung aber auch in den übrigen Kapiteln zeigt sich, dass vielen Entscheidungsprozessen nicht lediglich eine migrantische Linse zugrunde liegt, was diese Herangehensweise bestätigt. Im Kontext dieser Studie zeigen sich jedoch auch

-
- 2 Bei den anderen drei Gruppen handelt es sich um 1) etablierte Schweizer*innen, 2) Gastarbeiter*innen und 3) transnationale Außenseiter*innen (Menschen mit kurzen Aufenthaltsgenehmigungen, Asylsuchende, marginalisierte Frauen) – keiner dieser Gruppen entspricht dem Sample dieser Studie besser.
 - 3 Bei Dahinden wird die Dauer des Aufenthaltes im Wohnort betrachtet, welche einiges geringer ausfallen kann als die Aufenthaltsdauer im Land. Aufgrund der Größe der Städte Hamburg und Berlin ist es viel wahrscheinlicher, dass Teilnehmende innerhalb dieser Städte umziehen, als dies in kleineren Ortschaften der Schweiz der Fall ist. Ein Vergleich der Aufenthaltsdauer in den Wohnorten würde entsprechend ungleiche Resultate hervorbringen, welche jedoch nicht zielführend sind.
 - 4 Die Auslandschweizerstatistik (Bundesamt für Statistik 2023) differenziert nicht nach Bildung und Aufenthaltsdauer.

Aspekte und Strukturen eines langanhaltenden Identitätsdiskurses, welche insbesondere die Nationalität der deutschen Teilnehmenden in den Mittelpunkt rückt. Um dieses Phänomen und die Stellung deutscher Migrant*innen als gut qualifizierte, kulturell ähnliche und trotzdem von Xenophobie betroffene Gruppe zu erfassen und in der Folge auch zu hinterfragen, ist die teilweise Fokussierung auf Nationalität und damit einhergehende Fremdzuschreibungen nötig. Erst in der Fokussierung auf von der Migration abhängige und unabhängige Aspekte kann ein holistisches Bild entstehen.

10.3 Implikationen für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft

Auch wenn die vorliegende Arbeit keine parteipolitischen Interessen vertritt, lassen sich bestimmte praktische Implikationen formulieren, welche auch für politische Akteur*innen von Belang sein können. Aus politischer Sicht sind vermehrt wirtschaftliche Aspekte relevant, allen voran der Fachkräftemangel, weswegen wirtschaftliche und politische Interessen letztlich ineinander übergehen. Aufgrund systemischer Unterschiede sind in Deutschland vermehrt staatliche Akteure und in der Schweiz eher wirtschaftliche Akteure gefragt, um etwaige Maßnahmen umzusetzen. Wichtig ist die Zusammenarbeit beider sowie lokaler, regionaler und nationaler Instanzen.

Diese Arbeit verdeutlicht, dass hochqualifizierte Migrant*innen den Schritt ins Ausland oft aus beruflichen Gründen vornehmen, dies geht aber mit einer grundsätzlichen Verbesserung des Lebensstils einher, welcher auch soziale Aspekte beinhaltet. Sowohl um Fachkräfte anzuziehen als auch um diese im Land zu halten, müssen daher die Arbeitsbedingungen und das soziale Umfeld hinreichend attraktiv sein. Wenngleich sich die Vielzahl persönlicher Motive der Migration nicht in vollem Umfang als »soziale Aspekte« abbilden lässt, so zeigen sich dennoch Bereiche, in denen eine Optimierung möglich ist: z.B. Arbeitsbedingungen, insbesondere die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und eine verbesserte Work-Life-Balance; Unterstützung beim Migrationsprozess für Migrant*innen und deren Familie – sowohl davor als auch danach; lebenswerte Stadtgestaltung; und nicht zuletzt bei den oft polemischen Diskursen um Migration und Integration.

Deutschland punktet unter den Teilnehmenden mit staatlichen Strukturen, welche sowohl die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erleichtern als auch eine gute Work-Life-Balance ermöglichen. Für Familien bietet Deutschland daher trotz geringerer Kaufkraft oft bessere Bedingungen. Gleichzeitig stellen hohe Steuerlasten und eine komplizierte Bürokratie signifikante Nachteile dar. Große Städte wie Berlin oder Hamburg bieten ein ideales Umfeld für junge Migrant*innen, welche die kulturellen Angebote nutzen wollen und sich in einem multikulturellen Umfeld verwirklichen wollen. Dem stehen jedoch auch eine Wohnungsknappheit und sich verschlechternde Bedingungen für sozial schwache Gruppen gegenüber, welche durch Gentrifizierung an den sozialen Rand gedrängt werden (Feiereisen/Sassin 2021). Grundsätzlich scheinen zurzeit gerade diejenigen Aspekte unter Druck zu geraten, welche Deutschland für die Teilnehmenden besonders attraktiv machen: Ein vielfältiges und offenes gesellschaftliches Leben in Kombination mit einer (für alle) erschwinglichen Lebensgestaltung.

Die Schweiz bietet eine Aufwertung des Lebensstandards insbesondere für Handwerker*innen und Teilnehmende ohne tertiäre Bildung. Aufgrund der höheren Kaufkraft finden aber auch die meisten Akademiker*innen finanzielle Vorteile. Neben besseren Verdienstmöglichkeiten bemerken die Teilnehmenden ein entspannteres Arbeitsklima und mehr Wertschätzung. Darüber hinaus punktet die Schweiz mit ihrer Natur und einer gewissen Ordnung und Sicherheit: in der Schweiz ist das Leben »noch in Ordnung«. Der große Nachteil der Schweiz zeigt sich auf sozialer Ebene. Migrant*innen kommen nicht umhin, ein xenophobes und im Fall von Deutschen ein germanophobes Klima zu spüren. Dies erschwert die Bildung neuer Freundschaften und Netzwerke und gleichzeitig erinnert es deutsche Teilnehmende an ihren Außenseiterstatus. Während die wirtschaftlichen Bedingungen vorteilhaft sind, schaffen es viele Teilnehmende nicht (oder nicht auf Anhieb), feste Wurzeln zu schlagen, die eine langfristige Zukunft in der Schweiz ermöglichen würden.

Das Beispiel der Schweiz zeigt, wie wichtig die gesamtgesellschaftliche Offenheit des Ziellandes und Integrationsbemühungen für Migrant*innen aus geographisch und kulturell nahen Ländern sind. Einerseits wird deutschen Migrant*innen vorgeworfen, sich nicht ausreichend anzupassen, andererseits wird in der Schweiz ein Abgrenzungsdiskurs betrieben, welcher die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschen und Schweizer*innen stark betont. Nur ein Bestreben beider Seiten kann eine sinnvolle Verständigung fördern. Maßnahmen zur Integration sollten auf lokaler und regionaler Ebene angesetzt sein, da Zugehörigkeitsgefühle sich bei den Teilnehmenden selten auf den Nationalstaat bezogen haben (und auch, weil Entscheidungen über Staatsbürgerschaft maßgeblich auf kommunaler Ebene erfolgen). Gleichzeitig sollte eine bürgerliche Partizipation in den Vordergrund gerückt und gefördert werden, wie die Mitwirkung in lokalen Organisationen oder in der Nachbarschaft, welche Migrant*innen in den Kontakt mit Einheimischen bringt. Da die Teilnehmenden ähnliche Aktivitäten pflegen wie Einheimische, gibt es eigentlich wenig Hindernisse diese in lokale Strukturen einzubeziehen. Nicht zuletzt sollte die nationale Zugehörigkeit als Endpunkt von Integrationsbemühungen überdacht werden. Einerseits ist die Staatsbürgerschaft angesichts der Personenfreizügigkeit weniger relevant, andererseits hat ein Pass wenig Aussagekraft über die tatsächliche Integration – im Positiven wie im Negativen.

Gesellschaftliche (Differenzierungs-)Diskurse zum Thema Migration drehen sich oft um Kultur, Religion und Ethnizität. In der Schweiz werden Pluralismus und Diversität zelebriert, wenn es um die Kohäsion der vier Sprachgruppen geht. Nach außen hin finden jedoch Grenzziehungsprozesse statt (Dahinden 2014). Sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland wird die Polarisierung beim Thema Migration deutlich. In Deutschland zeigt sich die Brisanz des Themas im Januar 2024, als das »Potsdamer Geheimtreffen«, die dort geschmiedeten Pläne zur Ausweisung von Menschen mit Migrationshintergrund – unabhängig vom deutschen Pass – sowie die Verstrickungen der rechtsextremen Szene mit der AfD bekannt werden (Bensmann et al. 2024; Flade et al. 2024). Es folgen Demonstrationen gegen Rechtsextremismus und die AfD, und die Diskussion um ein Verbot der Partei nimmt erneut Fahrt auf. In der Schweiz wie in Deutschland gibt es Bevölkerungsgruppen und Parteien, die Migration und Diversität ablehnen, befürworten oder zumindest hinnehmen. In den letzten Jahren haben jedoch Extrempositionen, die sich grundsätzlich gegen jegliche Form von Migration richten, an Sichtbarkeit und

Einfluss gewonnen. Sie überlagern oft gemäßigte Stimmen und tragen zu einem gesellschaftlichen Klima bei, das ein respektvolles und konstruktives Zusammenleben zunehmend erschwert. Diese Entwicklung ist nicht nur in der Schweiz und Deutschland, sondern weltweit zu beobachten. Europaweit stehen sie im Zusammenhang mit gescheiterten Integrationsbemühungen und -politiken in den 1990er- und 2000er-Jahren und werden von einem Aufschwung rechtspopulistischer Parteien begleitet (Dahinden 2014: 109–110).

Während sich viele dieser Diskurse gegen Menschen aus geographisch entfernten Ländern richten, zeigt sich bei deutschen Migrant*innen, dass das Bild komplexer ist. Subtile, implizite, aber auch explizite Wertungen von Gruppen finden sich in diversen Kontexten. Eine Wertung von Migrant*innen anhand äußerer Charakteristika, ihres Bildungshintergrunds oder ihrer Nationalität und eine daraus folgende Beurteilung als »gute« oder »schlechte« Migrant*innen scheint in unserer neoliberalen Gesellschaft allgegenwärtig und unumgänglich zu sein. Derlei Kategorisierungen entlang konventioneller »Schubladen« sollten jedoch stets mit dem Respekt verbunden sein, dass Herkunft, Existenzen, Zugehörigkeiten und Identifikationen sehr viel komplexer sind, als sie auf den ersten Blick scheinen.

Abschließend dient diese Dissertation als Zeugnis der geteilten Hoffnungen und Erungenschaften von Migrant*innen aus der Schweiz und Deutschland, aber auch als Aufruf zum Handeln. Sie ruft uns dazu auf, ein Umfeld zu fördern, in dem Mobilität weder übermäßig gefeiert noch verteufelt wird, Vielfalt anerkannt wird und Raum für diverse individuelle und kollektive Lebensentwürfe und Zukunftsvisionen bleibt. Durch solche Bemühungen, die sich nicht nur auf innereuropäische und hochqualifizierte Migration beschränken sollten, können wir sicherstellen, dass die Geschichte der Migration eine der gegenseitigen Bereicherung bleibt.

Die in dieser Arbeit vorgestellten hochqualifizierten Migrant*innen unterscheiden sich aufgrund bestimmter demographischer Merkmale von anderen Gruppen. Gleichzeitig sind sie für die Komplexität migrantischer Zugehörigkeiten sensibilisiert und durch den gemeinsamen Wunsch nach verbesserten Lebensumständen vereint, der ihre Migration ausgelöst hat. Daher stellt sich für sie zukünftig noch dringlicher die Frage, wie sie sich in diesem Kontext positionieren wollen. Suchen sie die Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft, differenzieren sich als teilweise unsichtbare, hochqualifizierte und vermeintlich »gute« Migrant*innen von anderen Gruppen oder solidarisieren sie sich mit einem größeren Kollektiv? Der Umgang mit dem »Fremden« dürfte als zentrales gesellschaftliches Thema auch meine Interviewpartner*innen weiterhin beschäftigen.